

Der Band thematisiert die Wechselwirkungen zwischen Wohlfahrtsstaat, Arbeitsmarkt und Geschlechterverhältnissen. Im Zentrum stehen die Dynamiken von Freisetzung und Entsicherung nach dem Ende des Ernährermodells. Teil I lotet die ambivalenten Folgen der Feminisierung und Prekarisierung von Arbeitsmärkten und der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses aus. Das post-wohlfahrtsstaatliche Leitbild der universalen Erwerbsbürgerschaft zieht eine »Care-Lücke« nach sich. Die Regulierung und Neuverteilung von Care zwischen Familie, Markt und Staat werden in Teil II behandelt. Die Beiträge in Teil III befassen sich mit den geschlechterpolitischen AkteurInnen und Implikationen dieser Transformationen.

www.juventa.de

ISBN 978-3-7799-3044-0



9 783779 930440

BELTZ JUVENTA

BELTZ JUVENTA

Nadai | Nollert (Hrsg.)

Arbeitsgesellschaft im Wandel

Geschlechterverhältnisse
im Post-Wohlfahrtsstaat

Arbeitsgesellschaft im Wandel

Eva Nadai | Michael Nollert (Hrsg.)

Geschlechter- verhältnisse im Post-Wohlfahrtsstaat

BELTZ JUVENTA

Inhalt

| | |
|---|-----|
| <i>Eva Nadai</i> Einleitung: Un/Abhängigkeit, Un/Sicherheit, Emanzipation. Geschlechterverhältnisse im Post-Wohlfahrtsstaat | 7 |
| Teil I Entsicherte Arbeitsmärkte und die Erosion des Ernährermodells | |
| <i>Hildegard Maria Nickel</i> „Vermarktlichung“ und „Subjektivierung“. Eine widersprüchliche und spannungsreiche Rahmung für Geschlechterverhältnisse | 28 |
| <i>Ute Klammer</i> „Verkehrte Familie“. Familienernährerinnen im Kontext der Aufkündigung des männlichen Ernährermodells „von unten“ im Post-Wohlfahrtsstaat | 49 |
| <i>Susanne Völker</i> Prekarisierung als Herausforderung der Geschlechterforschung | 72 |
| Teil II Arbeit, Zeit und Geld – Regulierung und Verteilung von Care | |
| <i>Birgit Pfau-Effinger und Steven Saxonberg</i> Multi-optionale Familienpolitiken in europäischen Wohlfahrtsstaaten | 94 |
| <i>Tina Schmid</i> Sozialpolitik und Geschlechterungleichheit in der intergenerationalen Pflege. Ein europäischer Vergleich | 110 |

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2015 Beltz Juventa · Weinheim und Basel

www.beltz.de · www.juventa.de

Satz: text plus form, Dresden

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza

Printed in Germany

ISBN 978-3-7799-3044-0

| | |
|---|-----|
| <i>Michael Nollert</i> Geschlechtsspezifische Verteilung der Arbeitszeit. Regionale Variationen in der Schweiz und Einflussfaktoren | 133 |
| <i>Sarah Schilliger</i> Globalisierte Care-Arrangements in Schweizer Privathaushalten | 154 |
| Teil III Geschlechterpolitik im Post-Wohlfahrtsstaat | |
| <i>Jane Jensen</i> Staatsbürgerschaft im Wandel. Maternalismus in der Sozialinvestitionsperspektive | 176 |
| <i>Gesine Fuchs</i> Frauenbewegte Akteurinnen im wohlfahrtsstaatlichen Politikwandel | 193 |
| Die Autorinnen und Autoren | 213 |

Eva Nadai

Einleitung: Un/Abhängigkeit, Un/Sicherheit, Emanzipation

Geschlechterverhältnisse im Post-Wohlfahrtsstaat

1. „Arm ohne Ehemann“ – die Kritik an weiblicher Abhängigkeit

Als „a husband away from poverty“ hat die feministische Wohlfahrtsstaatsforschung vor rund 20 Jahren die Situation von Frauen im Spannungsfeld von Arbeitsmarkt, Heiratsmarkt und Wohlfahrtsstaat charakterisiert (Orloff 1993; Ostner 1995). Zum einen seien Frauen als Folge von Zugangsbarrieren und Diskriminierung im Arbeitsmarkt kaum in der Lage, durch Erwerbsarbeit den eigenen Lebensunterhalt zu sichern – geschweige denn den ihrer Kinder – weshalb sie direkt auf einen männlichen Ernährer angewiesen seien. Zum anderen seien die wohlfahrtsstaatlichen Systeme sozialer Sicherung auf das „Ernährermodell“ zugeschnitten und würden Frauen nur abgeleitete und mindere Ansprüche und Rechte zugestehen. Wohlfahrtsstaatliche Leistungen, insbesondere Versicherungsleistungen, die an Erwerbstätigkeit gekoppelt sind, privilegierten die kontinuierliche Vollzeitbeschäftigung von Männern. Die Ansprüche von Frauen basierten hingegen primär auf dem Familienstatus als Ehefrauen, Mütter und Witwen und dienten als „back-up for the ‚failures‘ of the family wage system“ (Orloff 1993, S. 321). Der Familienlohn, d.h. die Vorstellung, dass der von einem Mann in Vollzeitenerwerbstätigkeit erzielte Lohn nicht nur die individuelle Reproduktion, sondern den Bedarf einer ganzen Familie abdecken soll, war im Zuge der Industrialisierung nicht zuletzt zur Abwehr der Konkurrenz durch Frauenarbeit und zur Durchsetzung eines Familienmodells mit komplementären Geschlechterrollen gefordert worden (Figart/Mutari/Power 2002; Gottschall/Schröder 2013; Kessler-Harris 1990). Als Norm, wenn gleich nicht als durchgängige Praxis, konnte sich das Modell allerdings erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durchsetzen.

Vor diesem Hintergrund verfolgte die feministische Kritik des androzentrischen Wohlfahrtsstaats zwei grundsätzliche Ansatzpunkte für eine emanzipative Politik: *Kommodifizierung* einerseits und *De-Familialisierung*

Globalisierte Care-Arrangements in Schweizer Privathaushalten

1. Einführung

In der Schweiz boomt der private Markt für ambulante Pflege und Betreuungs- sowie Haushaltsdienste. Gegenwärtig etabliert sich ein Rotationssystem von osteuropäischen Pendelmigrantinnen, die als „Live-ins“ in Privathaushalten von Pflegebedürftigen Rund-um-die-Uhr-Betreuung leisten. Profitorientierte und transnational agierende Care-Unternehmen spezialisieren sich auf die Vermittlung von Care-Arbeiterinnen aus Ländern wie Polen, Ungarn oder der Slowakei. Auf den Websites dieser Unternehmen wird das private Care-Arrangement als „*angenehme, hilfreiche und kostengünstige Alternative*“ zur Pflege in einem Heim präsentiert: Laut der Agentur *McCare* (www.mc-care.ch) bieten 24h-Betreuerinnen Unterstützung bei den Aktivitäten des eigenen Lebens, sind rund um die Uhr ansprechbar und können Überlastungen der Familienangehörigen vermeiden. Wie die Firma *Pflege-Fee* (www.pflege-fee.eu) auf ihrer Website ausführt, muss dank der 24h-Präsenz nicht wie bei den herkömmlichen ambulanten Pflegediensten „nach Minuten oder Anzahl der Verrichtungen“ einzeln abgerechnet werden – „bei uns gibt es keinen unbedingt einzuhaltenen Zeitplan“. Die Firma *Home Instead* (www.home-instead.ch) – ein US-amerikanisches Franchise-Unternehmen, das weltweit rund 900 Filialen (davon 20 in der Schweiz) betreibt – hat sich „zum Ziel gesetzt, pflegende Angehörige zu entlasten“: „Wir beginnen dort, wo die öffentlichen Angebote enden“. Den *Spitex*-Angestellten¹ bleibe für das Zwischenmenschliche oft zu wenig Zeit – „und da springen wir ein“. Die „Care-Givers“, wie die Mitarbeitenden der Firma genannt werden, „sind Gesprächspartner und Vertraute, helfen im Haushalt, erinnern an Medikamente, kochen Liebesspeisen oder erledigen Einkäufe“.

Die von den Agenturen angepriesenen Vorzüge eines privaten Care-Arrangements mit Migrantinnen aus Ländern wie Polen, Ungarn oder der Slo-

¹ Spitex ist in der Schweiz die gebräuchliche Bezeichnung für ambulante Pflege und Hilfe.

wakei deuten hin auf Autonomiebedürfnisse von älteren Menschen, auf Überlastungssituationen von pflegenden Angehörigen, auf nicht zufriedenstellende öffentliche Pflegeinstitutionen – und auf die Tatsache, dass Pflege und Betreuung in der Schweiz sehr stark eine Privatangelegenheit ist. Der steigende Rückgriff auf Migrantinnen als Care-Arbeiterinnen in Privathaushalten ist Effekt einer verschärften Reproduktionskrise, in der sich gesellschaftliche Widersprüche in der Organisation der sozialen Reproduktion in kapitalistischen Gesellschaften widerspiegeln. Reproduktionsarbeit – heute neudeutsch als Care-Arbeit bezeichnet – ist zwar sowohl für die Produktion von Lebensqualität wie auch für das Funktionieren kapitalistischer Gesellschaften von grundlegender Bedeutung, wird aber gleichzeitig zu Nicht-Arbeit erklärt, unsichtbar gemacht und entwertet. Das im Fordismus hegemoniale Geschlechtermodell mit männlichem Ernährer und Hausfrau transformiert sich im Postfordismus zum „adult-worker-model“, in dem alle Individuen – ungeachtet ihrer Care-Pflichten – zwecks Generierung einer eigenständigen Existenz auf dem Arbeitsmarkt „aktiviert“ werden. Durch die verstärkte Erwerbsintegration von Frauen entstehen dabei zunehmend „Reproduktionslücken“ (Winker 2011, S. 336). Da gleichzeitig öffentliche Dienste (z.B. im Gesundheitswesen) abgebaut und rationalisiert werden und damit Care-Arbeit in die Haushalte rückverlagert wird, vergrößern sich diese Reproduktionslücken zusätzlich. Während in gewissen Haushalten wegen beschränkter finanzieller und/oder zeitlicher Ressourcen die „verwahrlaste Fürsorge“ (Becker-Schmidt 2011) zu einer zunehmenden Realität wird, gilt gleichzeitig in Haushalten mit genügend finanziellen Ressourcen die „Auslagerung“ von Care-Arbeit an bezahlte Dienstleisterinnen als Entlastungsstrategie. Ehemals außerhalb der Lohnform in Privathaushalten und durch den öffentlichen Sektor organisierte Care-Arbeiten werden im Postfordismus verstärkt auf einem privatwirtschaftlichen Markt organisiert. Diese warenförmige Care-Arbeit, die je nach Kaufkraft auf dem Dienstleistungsmarkt eingekauft werden kann, soll Versorgungslücken und Zeitnot im Haushalt kompensieren, die im „adult-worker-model“ zunehmend virulent werden. In Privathaushalten von pflegebedürftigen Menschen etabliert sich damit ein Niedriglohnssektor, der stark vergeschlechtlicht und ethnisiert ist: ein Sonderarbeitsmarkt für Pendelmigrantinnen.

Die Expansion des transnationalen Care-Marktes ist jedoch nicht nur Ausdruck einer verschärften Krise der sozialen Reproduktion in der Schweiz, sondern ist konstitutiv verbunden mit Krisensituationen in Haushalten postsozialistischer Länder Osteuropas. Hunderttausende von Menschen entscheiden sich, temporär im „Westen“ einer Lohnarbeit nachzugehen, weil in den betreffenden Ländern für viele Menschen „die Löhne zu hoch sind um zu sterben und zu niedrig, um davon leben zu können“ – wie es Barbara Janowska ausdrückt, die zwischen Polen und der Schweiz hin-

und herpendelt, um in Privathaushalten zu arbeiten. Care-Arbeiterinnen übernehmen damit eine bedeutende Ernährerinnenrolle für ihre Familien. Gleichzeitig zeigen sich in diesen Ländern neue Versorgungslücken in den Haushalten der Pendelmigrantinnen, womit die Reproduktionskrise räumlich verschoben wird.

2. Eine „globale Ethnographie“ des Arbeitsplatzes Privathaushalt: Erkenntnisinteresse, theoretische Perspektiven und Forschungsstrategie

„Osteuropäerinnen lindern den Pflegenotstand“ (Radio DRS 10.01.2011), „Über den Job eine zweite Familie gefunden“ (NZZ 27.06.2011): Das 24h-Betreuungsarrangement wird im öffentlichen Diskurs häufig als eine Win-Win-Lösung dargestellt, die den Staat entlastet und allen individuell Beteiligten einen Nutzen bringe: Pflegebedürftige Menschen werde eine umfassende Umsorgung im eigenen Zuhause ermöglicht, gleichzeitig würden Angehörige entlastet und schließlich könnten Migrantinnen dank der Beschäftigung in Privathaushalten den prekären Bedingungen in ihrem Herkunftsland entfliehen, ein Vielfaches ihres Lohns im Herkunftsland verdienen und dabei auch noch Entwicklungshilfe für ihr Land leisten. Neben diesem Win-Win-Win-Diskurs lässt sich in den Schweizer Medien ein skandalisierender Diskurs identifizieren: „Jetzt kommen die Dumping-Pflegerinnen“ (Blick 22.07.2011), „In der Not wachen illegale Engel“ (Appenzeller Zeitung 28.02.2011), „Pflegerinnen als moderne Sklaven“ (Blick am Abend 24.07.2013), „Carweise werden Frauen aus Osteuropa in die Schweiz geschafft“ (20 Minuten 12.01.2011). In dieser Diskurslinie werden migrantische Care-Arbeiterinnen einerseits als Billigkonkurrenz, Lohndumperinnen und Illegale kriminalisiert. Andererseits wird ihre Situation in den Dunst von Frauenhandel und moderner Sklaverei gerückt, wobei Pendelmigrantinnen lediglich als Opfer ohne Handlungsfähigkeit dargestellt werden.

Beide Diskurslinien werden der komplexen Thematik der Transnationalisierung von Care-Arrangements nicht gerecht und blenden verschiedene Aspekte aus. Um die im Win-Win-Win-Diskurs unsichtbar gemachten Mechanismen der Macht aufzudecken, wird im vorliegenden Beitrag aus einer intersektionalen und transnationalen Perspektive danach gefragt, inwiefern sich im Mikrokosmos Privathaushalt soziale Ungleichheiten auf globaler Ebene und zwischen Menschen unterschiedlichen Geschlechts und unterschiedlicher Herkunft reproduzieren, verändern oder verschieben. Aus einer *intersektionalen Perspektive* ist zu untersuchen, inwiefern der Privathaushalt als Arbeitsplatz der Care-Arbeiterinnen wie als Lebensort der pflegebedürft-

tigen Menschen von kapitalistischen Logiken und durch Klassenverhältnisse geprägt ist; es ist zu fragen, inwiefern er ein vergeschlechtlichter Ort ist, in dem geschlechtsspezifische Ungleichheiten in der Verantwortung für und der Anerkennung von reproduktiven Tätigkeiten einen Ausdruck finden; und es ist zu analysieren, inwiefern er ein Ort ist, in dem sich Hierarchien der internationalen Arbeitsteilung sowie ethnische Stereotypisierungen in der Rekrutierungslogik manifestieren. Aus einer *transnationalen Perspektive* interessieren länderübergreifende Beziehungen, Netzwerke, Bewegungen und soziale Praktiken von Menschen, die im Rahmen ihrer Pendelmigration vielfältige Bezüge über nationalstaatliche Grenzen hinweg spannen (Glick Schiller/Basch/Blanc-Szanton 1997). Die transnationale Perspektive auf Migration versteht sich auch als eine Kritik an der Vorstellung, nach der sich Migrationsbewegungen durch ein Addieren von Push- und Pullfaktoren verstehen lassen. Migrant_innen werden dabei als (geschlechtslose) Nutzenmaximierer betrachtet und erscheinen als Spielbälle ökonomischer oder politischer Bedingungen. Im Gegensatz dazu arbeiten transnationale Migrationsforscher_innen das „subjektive Gesicht der Migration“ heraus und erkunden ethnographisch die vielfältigen Motive zur transnationalen Arbeitssuche, die Mobilitätsstrategien wie auch die alltäglichen Aushandlungsprozesse und Kämpfe (Karakayali/Tsianos 2007, S. 15).

Im Rahmen meiner Dissertation habe ich den Versuch unternommen, mittels einer globalen Ethnografie (Burawoy et al. 2000) die zentralen Triebkräfte und die verflochtenen sozialen Logiken auf lokaler wie globaler Ebene herauszuarbeiten, die das Phänomen der Care-Migration in Schweizer Privathaushalte strukturieren. Der Forschungszugang der globalen Ethnografie, der im deutschen Sprachraum bisher kaum rezipiert wird, ermöglicht eine verfeinerte, nicht-deterministische und historisch wie geografisch kontextualisierte Analyse davon, wie soziale Praktiken von Akteuren durch Institutionen, Politiken und machtvollen Diskurse beeinflusst und geformt werden – und wie Akteure selber diese „globalen Kräfte“ herausfordern. Wichtige Elemente einer globalen Ethnografie sind die Ausdehnung der Recherchen über Zeit und Raum, bei der die/der Forscher_in dazu aufgefordert ist, selbst Bewegungen mitzumachen, verschiedene Schauplätze aufzusuchen und Spuren zu folgen, sowie eine Forschungsstrategie der teilnehmenden Beobachtung, bei der die Barrieren zwischen Forscher_in und Teilnehmenden (im klassischen Sinn „den Beforschten“) niedergerissen werden. Ich habe mich in einem Zeitraum von drei Jahren regelmäßig mit Care-Arbeiterinnen aus Polen innerhalb wie außerhalb ihres „Erwerbsarbeits-Haushalts“ in der Schweiz getroffen und eine Reise im Pendelbus nach Polen unternommen, um Care-Arbeiterinnen in ihrem Herkunftskontext zu besuchen. Als wichtiger Ort des „transnationalen Dazwischens“ erwies sich die polnische Kirche in Basel, die für viele Care-Arbeiterinnen aus der Um-

gebung ein bedeutender sozialer Treffpunkt ist und wo ich Einblicke in ein verzweigtes Netzwerk bekam. Daneben stellte ich umfassende Recherchen zur transnationalen Agenturenlandschaft an und führte acht Interviews mit Agenturleiter_innen von in der Schweiz tätigen Care-Unternehmen.

In einem ersten Schritt fokussiere ich auf die Hintergründe, warum es zur Herausbildung und Expansion dieses transnationalen Marktes für 24h-Betreuung in der Schweiz kommt und wie dies mit wohlfahrtsstaatlichen Restrukturierungen in der Care-Ökonomie zusammenhängt. Im darauf folgenden Abschnitt analysiere ich die Funktionsweise und Rekrutierungslogik der transnational agierenden Vermittlungsagenturen und beleuchte deren Rolle bei der Etablierung eines vergeschlechtlichten und ethnisierten Arbeitsmarktes und der Festlegung neuer prekärer Arbeitsstandards in der privaten Pflege und Betreuung. Danach fokussiere ich auf den Herkunftskontext der Pendelmigrantinnen und beleuchte ihre Migrationsmotive und ihre transnationale Lebenspraxis im Kontext von Reproduktionskrisen im postsozialistischen Polen. Abschließend frage ich danach, inwiefern sich durch die Etablierung dieser transnationalen Care-Arrangements globale Abhängigkeiten und Ungleichheiten entlang von Geschlecht, Klasse und Ethnizität verändern.

3. Umbrüche im Schweizer Care-Regime

In der Schweiz nimmt die Familie (häufig weibliche Familienmitglieder) eine zentrale Rolle in der alltäglichen Umsorgung von älteren Menschen ein (Madörin/Schnegg/Baghdadi 2012, S. 57). Care-Tätigkeiten, die für die Gesellschaft zentral sind – wie die Betreuung und Pflege von älteren Menschen, das Kochen, Putzen, Bügeln und Waschen für Menschen, die diese Tätigkeit nicht (mehr) selber ausführen können – gelten als Privatangelegenheit. Zwar bestehen gut ausgebaute professionelle Dienste (Altersheime, ambulante Pflegedienste), doch die staatlich subventionierte Unterstützung beschränkt sich hauptsächlich auf medizinische Pflegeleistungen. Die Selbstbeteiligung bei der Langzeitpflege ist hoch: Der größte Teil muss aus der eigenen Tasche („out of pocket“) bezahlt werden. Dies verdeutlicht eine international vergleichenden OECD-Statistik zur Langzeitpflege: Der Anteil der Gesamtausgaben für die Langzeitpflege am Bruttoinlandprodukt ist zwar überdurchschnittlich hoch – die Schweiz liegt hier mit 2,1 % ungefähr gleichauf mit den nordischen Ländern Dänemark (2 %), Finnland und Norwegen (beide 2,2 %). Ein Sonderfall ist die Schweiz aber, was den Anteil der öffentlichen Finanzierung betrifft: Während in den OECD-Ländern durchschnittlich rund 85 % der Langzeitpflege öffentlich-solidarisch finanziert sind, ist dieser Anteil in der Schweiz tiefer als 40 % (OECD 2011, S. 47). Die

privaten Haushalte müssen also über 60 % der Kosten für Langzeitpflege selber übernehmen.² Mit der Einführung der neuen Pflegefinanzierung im Januar 2011 ist der finanzielle Druck auf Pflegebedürftige und ihre Familien weiter gestiegen, weil neu in diversen Kantonen eine Patientenbeteiligung für die Kosten der Spitexpflege erhoben wird. Diese kann maximal 20 % des höchsten festgelegten Pflegebeitrags betragen. Der neu eingeführte Eigenanteil bei der ambulanten Pflege hat zur Folge, dass regelmäßig auf Pflege angewiesene Personen über ein bis zu 500 Franken höheres Monatseinkommen verfügen müssen (Zogg 2011, S. 95f.). Der Spitex-Verband befürchtet, dass dies „den Druck auf pflegende Angehörige erhöhen“ könnte, „auf die Unterstützung durch Spitex zu verzichten“ (Spitex Verband Schweiz 2010). Diese erweiterte Individualisierung der Kosten bei Pflegebedürftigkeit verschärft die sozialen Ungleichheiten im Zugang zu Pflege und belastet vor allem prekäre Haushalte.

Gleichzeitig führen Ökonomisierungstrends im öffentlich (mit-)finanzierten Pflegesektor zu Versorgungsengpässen und einer Wegrationalisierung zentraler Aspekte der Care-Arbeit, die über eng gefasste Verabreichungen pflegerisch-medizinischer Leistungen hinausgehen. Im Zuge von regulatorischen Restrukturierungen, die unter dem Begriff „Neoliberalisierung“ gefasst werden können (Brenner/Peck/Theodore 2010), wurden im Pflegebereich verstärkt marktbasierter Wettbewerbssituationen zwischen verschiedenen öffentlichen und privaten Dienstleistern installiert und Kommodifizierungsprozesse vorangetrieben. Pflegeinstitutionen sind einem rigiden Spardiktat unterworfen und orientieren sich immer mehr an wirtschaftlichen Effizienzkriterien. Mit der politischen Devise, der ambulanten vor der stationären Pflege Priorität einzuräumen, wird vormals öffentlich organisierte Betreuungs- und Pflegearbeit verstärkt in die Familien zurückgeschoben³. In der gemeinnützigen Spitex wirkt sich der Rationalisierungsdruck auf die Arbeitswirklichkeit der Spitex-Mitarbeitenden aus: Sie müssen ihre Tätigkeiten in den Haushalten mit einer mobilen Stechuhr verrichten

2 Der private Kostenanteil liegt im Vergleich dazu in Deutschland bei 29 %, in Österreich bei 18 % und Frankreich bei nur 1 %. Diese privaten Ausgaben für Langzeitpflege setzen sich in der Schweiz zusammen aus Kostenbeteiligungen in der Obligatorischen Krankenversicherung und in privaten Zusatzversicherungen und – zum weitaus größten Teil – aus Out-Of-Pocket-Zahlungen. In der Statistik ist der Wert der unbezahlten Care-Arbeit in den Haushalten noch nicht eingerechnet. Wird die unbezahlte Hauspflegearbeit von Angehörigen und weiterem Umfeld als Teil der Langzeitpflegekosten mit eingerechnet, dann trugen die Haushalte nach groben Schätzungen von Mascha Madörin im Jahr 2007 rund drei Viertel aller Kosten selbst (Madörin 2012).

3 Beispielhaft ist die Einführung von Fallkostenpauschalen in den Spitälern, die zu frühzeitigen (umgangssprachlich: ‚blutigen‘) Entlassungen von Patient_innen führen, welche zu Hause – häufig informell – weitergepflegt werden müssen.

und jede einzelne Handlung im Minutentakt abrechnen. Für ein persönliches Gespräch oder die Erfüllung eines Bedürfnisses der pflegebedürftigen Person außerhalb des stark reglementierten Aufgabenkatalogs bleibt da wenig Zeit. Langzeitpflege bedeutet deshalb für die betroffenen Angehörigen auf die Dauer entweder hohe Arbeitsbelastung und Präsenzzeit oder hohe finanzielle Aufwendungen – manchmal beides. Immer häufiger kommt es auch zu Kombinationen – zu einem Care-Patchwork: Die Spitex leistet insbesondere medizinische Pflege, Angehörige unterstützen in der alltäglichen Lebensführung und delegieren – falls es die finanziellen Ressourcen erlauben – einzelne Aufgaben an den privaten Dienstleistungsmarkt. Dabei verwischen die Grenzen zwischen formeller und informeller Pflege zunehmend. Dieses differenzierte private Care-Arrangement ist mit aufwändigem und zeitintensivem Koordinationsaufwand verbunden (Fluder et al. 2012, S. 127f.).

Frauen gelten dabei weiterhin als natürliche Ressource in der häuslichen Pflege (vgl. auch den Beitrag von Tina Schmid in diesem Band). Sie sollen zudem im Kontext der aktuellen Sparpolitik als „soziale Air-Bags“ (Wichterich 2009) wirken und mit unbezahlter Care-Arbeit das Schrumpfen öffentlicher Leistungen abfedern. Doch die Graspflege durch Angehörige – insbesondere jene durch Töchter, die oft noch im Erwerbsleben stehen – ist immer weniger eine Selbstverständlichkeit, denn die Erwerbsquote von Frauen ist in den letzten zwanzig Jahren stark angestiegen. Die Schweiz hat im europäischen Vergleich eine sehr hohe Frauenerwerbsquote (BFS 2012). Am meisten haben die 55- bis 64-jährigen Frauen zugelegt, also genau jene Altersgruppe, die am stärksten mit der Situation konfrontiert sind, neben der Erwerbsarbeit auch intergenerationelle Pflege zu leisten: Ihre Erwerbsquote stieg von 42,7% im Jahr 1991 auf 64,8% im Jahr 2012⁴. Die stärkere Vertretung der Frauen in der Erwerbssphäre ging dabei nicht mit einer egalitäreren Verteilung der Haushalts- und Care-Tätigkeiten zwischen den Geschlechtern einher: Statistiken zeigen, dass vergleichsweise wenig Männer unbezahlte Care-Arbeit leisten (BFS 2011). Viele Frauen sehen sich deshalb bei Pflegebedürftigkeit von Familienangehörigen mit einem zweiten Vereinbarkeitskonflikt konfrontiert, jenem zwischen Beruf und Pflege von Angehörigen. Dieser drückt sich in vielfachen Überlastungen und Zeitnöten aus: Töchter oder Schwiegertöchter, die selbst noch erwerbstätig sind, müssen „jonglieren“ zwischen Lohnarbeit (häufig Teilzeit, flexibilisiert und prekär) und familiären Care-Tätigkeiten für verschiedene Familienmitglieder. Wer über die finanziellen Mittel verfügt, weicht zunehmend auf private

4 Die hohe weibliche Erwerbsquote geht jedoch mit einem hohen Anteil an Teilzeitarbeit einher: Über die Hälfte der erwerbstätigen Schweizerinnen (57,8%) arbeitet Teilzeit (BFS 2012).

Dienstleistungsunternehmen im Bereich der Pflege und Betreuung aus – oder stellt eine Pendelmigrantin an, die für wenig Lohn 24 Stunden am Tag einsatzbereit ist.

4. Etablierung eines transnationalen Sonderarbeitsmarktes für Pendelmigrantinnen

4.1 Ethnisierung und Vergeschlechtlichung von Care-Arbeit

„Für 24 Stunden Betreuung findet man keine Schweizerin. Sie muss ja im Haushalt der pflegebedürftigen Person leben, also die müssen immer da sein. Und das macht keine Schweizerin. Und zudem verdienen sie ja nicht wahnsinnig viel, eine Schweizerin würde dafür nicht arbeiten, das ist sicher.“

So äußert sich eine von mir interviewte Agenturleiterin eines privaten Schweizer Spitex-Unternehmens, das 24h-Betreuerinnen in Haushalte vermittelt. Im Bereich der 24h-Betreuung etabliert sich ein Sonderarbeitsmarkt für Migrantinnen, die im Rhythmus von zwei Wochen bis drei Monaten zwischen zwei Haushalten hin- und herpendeln: dem Familien-Haushalt im Herkunftsland und dem Erwerbsarbeits-Haushalt in der Schweiz. Durch die erweiterte EU-Personenfreizügigkeit erschließt sich den Agenturen eine legale Möglichkeit zur Rekrutierung von kostengünstiger und flexibler Arbeitskraft. Seit dem 1. Mai 2011 braucht es für Kurzaufenthalte bis zu 90 Tagen keine Bewilligung mehr für Bürger_innen aus EU-Oststaaten, die Betreuerinnen müssen von den Agenturen lediglich beim Arbeitsamt gemeldet werden. Offizielle Zahlen zur Verbreitung der privaten Care-Arrangements mit osteuropäischen Pendelmigrantinnen gibt es nicht – aufgrund der hohen Dunkelziffer der irregulären Beschäftigung ist eine statistische Erfassung dieses Marktes schwierig.⁵

Die Agenturen stützen sich bei ihren diskursiven Strategien in der Kundenanwerbung auf traditionelle Weiblichkeits-Konstruktionen. Konstruiert wird dabei das Bild der Seniorenbetreuerin als fiktive Verwandte, als liebendes und pflegendes Quasi-Familienmitglied, das für die intime Pflege die ideale Lösung ist. Bei der Rekrutierung der Seniorenbetreuerinnen sind kei-

5 In verschiedenen Medienberichten wird die Zahl von rund 30 000 bis 40 000 hauptsächlich ‚schwarzarbeitenden‘ Osteuropäerinnen in Schweizer Haushalten herumgereicht. Diese Zahl bezieht sich auf eine Schätzung des ‚Schwarzarbeitsexperten‘ Friedrich Schneider von der Universität Linz, dessen Methode jedoch sehr umstritten ist.

ne Berufsqualifikationen gefragt, sondern Kapazitäten, die den Frauen von Natur aus qua Geschlecht zugeschrieben werden: Die Fähigkeit, einfühlsam, geduldig und flink im Haushalt zu sein. Die Frau wird damit der häuslichen Sphäre zugeordnet und das Arbeitsverhältnis wird durch die Agenturen unkenntlich gemacht, indem sie die Seniorenbetreuerinnen als „Haushalts-hilfe“, als „gute Wesen“ oder als die „Perle der Familie“ bezeichnen. Die Agenturen bedienen sich nicht nur weiblicher, sondern auch ethnischer Stereotypen, wie folgendes Zitat deutlich macht:

„Helferinnen aus Polen sind nicht nur günstiger, sondern können sich auch besser um Sie kümmern, weil sie mit Ihnen unter einem Dach wohnen. Es liegt in ihrer Natur, fürsorglich, warmherzig und liebevoll zu sein.“ (www.gute-wesen.de)

In meinen Interviews mit Agenturleiter_innen wurden Polinnen als besonders fürsorglich, willig und dankbar dargestellt. Positiv erwähnt wird auch, dass Polinnen häufig praktizierende Katholikinnen seien – ein Verweis, der wohl auf Nächstenliebe, Sittlichkeit und Opferbereitschaft hindeuten soll. Hellheutige Europäerinnen, deren religiöse Verbindungen im Christentum liegen, vermitteln zudem einen geringeren Grad an Fremdheit. Dass die Frauen meist über 45 Jahre sind, sieht ein interviewter Geschäftsleiter als Vorteil, da „ältere Frauen sexuell nicht mehr so aktiv“ seien. Im Unterschied zu Jüngeren hätten Ältere auch weniger das Bedürfnis abends auszugehen – womit sie im Haushalt permanent verfügbar bleiben. Nach zwei oder drei Monaten Volleinsatz im Haushalt seien die Frauen dann „ausgepowert“ und müssten sich in der eigenen Familie erholen. Nicht nur die Wiederherstellung der Arbeitskraft, auch die Kosten der sozialen Sicherung werden in die Familien der Betreuerinnen und an die Sozialsysteme ihrer Herkunftsländer ausgelagert. Den Migrantinnen werden keine Ausbildungen oder Erwerbsausfälle bezahlt und im Alter müssen sie nicht in der Schweiz betreut werden.

4.2 Prekäre und entgrenzte Arbeit im Privathaushalt

Die Agenturen als zentrale „Dienstleistungsanbieter“ auf diesem transnationalen Markt sind zwar angehalten, sich an den in der Schweiz geltenden Mindestlohn in der Hauswirtschaft zu halten⁶. Die Umsetzung wird jedoch

⁶ Der schweizweit verbindliche ‚Normalarbeitsvertrag Hauswirtschaft‘ legt einen Stundenlohn fest von 18,35 Franken für Ungelernte, 20,35 Franken für Ungelernte mit

kaum kontrolliert. Die gesetzliche Rahmung dieses Arbeitssektors bleibt dabei dürftig – trotz massiver Expansion bezahlter Care-Arbeit in Privathaushalten innerhalb der letzten Jahre. Noch immer ist der Privathaushalt nicht dem Schweizer Arbeitsgesetz unterstellt (Medici/Schilliger 2012: S. 19). Damit bleibt der Haushalt – ein Ort, an dem vorwiegend informelle Arbeit durch weibliche Familienmitglieder geleistet wird – weiterhin nicht als eigentlicher Arbeitsplatz anerkannt.

Die Intimität und Privatheit der Arbeit in einem Haushalt wirkt sich auf die Ausgestaltung der Arbeitsbedingungen aus. Die Arbeitsverhältnisse von 24h-Betreuerinnen können als stark entgrenzt bezeichnet werden. Häufig besteht kein klares Pflichtenheft. Die Betreuerinnen sind grundsätzlich für alle Aufgaben zuständig, die im Haushalt einer pflegebedürftigen Person anfallen: Hausarbeit wie das Zubereiten von Mahlzeiten, Einkaufen, Putzen, Waschen, Bügeln, Haustiere versorgen, Pflanzen gießen; Körperpflege wie Hilfe bei Toilettengängen, das An- und Ausziehen, Unterstützung bei der Mobilität, die Verabreichung von Medikamenten sowie Betreuungsaufgaben, die unter „Gesellschaft leisten“ subsumiert werden können: Spaziergänge, Gespräche führen, zusammen Kaffee trinken, Spielen, Vorlesen, gemeinsam Fernsehen – und schlicht präsent sein, um im Fall eines Sturzes der pflegebedürftigen Person sofort zur Stelle zu sein, aber auch, um die Einsamkeit zu dämmen.

Da Arbeit und Wohnort zusammenfallen, verwischt die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit, wie die Care-Arbeiterin Karina Jalowy aus Polen ausführt:

„Das ist wirklich schwierig, weil ich weiss nicht, ob man bei dieser Arbeit die Stunden zählen kann. Es ist ja keine Fabrik, wo man hineingeht und wieder hinausgeht, wo du acht oder zehn Stunden arbeitest und am Abend sagst: Ciao, wir sehen uns morgen wieder! Auch wenn du in dein Zimmer gehst, wenn dann die Grossmutter schreit oder aus ihrem Zimmer hinausgeht, musst du schauen gehen, was passiert und ob sie vielleicht etwas braucht. Wenn sie in der Nacht aufsteht, kannst du nicht schlafen. Du bist nicht frei! Auch wenn du frei in deinem Zimmer bist, du bist immer auf Abruf. (...) Hier ist unsere Arbeit 24 auf 24 Stunden, wir müssen immer lächeln, immer mit Freude, immer zu Diensten sein, wir leben nicht unser Leben, nur für die Anderen.“

mindestens vier Jahren Berufserfahrung und 22,40 Franken für Ausgebildete mit eidgenössischem Fähigkeitszeugnis.

Auch wenn Care-Arbeit im Haushalt kommodifiziert ist, bleibt das Arbeitsverhältnis diffus, weil Arbeitsbeziehung und intime Privatbeziehung kaum zu trennen sind. Die emotionale Verbundenheit der Care-Arbeiterin mit der pflegebedürftigen Person ist eine Grundvoraussetzung für die Ausübung dieser Arbeit. Die Fähigkeit, empathisch zu sein und auf die Bedürfnisse des Gegenübers einzugehen, fördert die Qualität der Care-Arbeit wie auch die Zufriedenheit beider Beteiligten im Care-Arrangement. Doch gleichzeitig erfordert es einen zeitlich wie emotional fast grenzenlosen Einsatz der Betreuerin, deren Subjektivität und intimste Eigenheiten in Wert gesetzt werden. Eine Abgrenzung ist in dieser personalisierten Arbeitsbeziehung schwierig, was Nancy Folbre (2001) prägnant mit dem Begriff des „prisoner of love“ umschreibt. Wie Barbara Janowska, eine 43-jährige polnische Betreuerin eines bettlägerigen Seniors erzählt, ist der Tagesablauf und der Tätigkeitsbereich stark geprägt von den körperlichen Bedürfnissen der pflegebedürftigen Person, deren Wohl an die ständige Präsenz der Betreuerin gebunden ist:

„Da hat man Pause und eigentlich hat man auch nicht wirklich Pause. Das ist jeder Tag gleich, am Wochenende auch. Weil jeden Tag musst du Pipi machen, jeden Tag musst du Frühstück machen. Da kann man nicht sagen, jetzt hab ich frei und niemand ist da für ihn. Er ist doch lebendig! (lacht)“

Die Agenturleiter_innen, aber auch die Angehörigen, erkennen die emotionalen Komponenten der Arbeit häufig nicht als Teil der Leistung an. Vieles wird als Freizeit verbucht, was in Institutionen wie einem Altersheim klar als Arbeit gilt: So zählt der Spaziergang mit einer rollstuhlgängigen Person laut Aussagen verschiedener Agenturleiter nicht als zu entlohnender Betreuungsdienst. Auch das Mittagessen – selbst wenn die Betreuerin der demenzkranken Person das Essen eingeben muss – wird nicht als eigentliche Arbeitstätigkeit gesehen. Eine interviewte Agenturleiterin äußert sich zur Frage der Arbeitszeit mit folgenden Worten:

„Nein, die arbeiten nicht acht Stunden. Keine Hausfrau der Erde arbeitet körperlich täglich mehr wie fünf Stunden. Selbst mit drei Kindern nicht. Wenn Sie Hausfrau sind, dann sind Sie zwar anwesend, aber für das Kochen, Waschen, Bügeln, Putzen, das sind keine acht Stunden pro Tag. Es muss ja einfach jemand anwesend sein, falls was ist. Aber reine Arbeitszeit, das sind wirklich nie mehr als vier Stunden pro Tag. Und wenn sie zusammen die Zeitung lesen, dann ist das Anwesenheitspflicht, aber keine Arbeit.“

Entsprechend werden die 24-Betreuerinnen täglich nur zwischen sechs und acht Stunden Arbeitszeit verrechnet, Entlohnung für die Präsenzzeit – die sogenannten Stand-by-Stunden – sowie Zuschläge für Nacht- und Wochenendarbeit werden in den wenigsten Fällen ausbezahlt. So kommen die Betreuerinnen – auch unter Einhaltung des gesetzlich festgelegten Mindestlohnes – lediglich auf Monatslöhne von 2 300 bis 3 500 Franken plus Kost und Logis. Die aus dem Ausland agierenden Entsendeunternehmen, bei denen die Betreuerinnen im Herkunftsland angestellt sind und die laut geltendem Schweizer Recht illegal agieren, betragen die Löhne nach Abzug von Kost und Logis zwischen 1 200 und 1 500 Euro.

Legitimiert werden die tiefen Löhne durch den Verweis auf das Lohnniveau im Herkunftsland, wie die Geschäftsführerin einer privaten Spitex-Firma ausführt:

„Also den Lohn muss man ja auch ein bisschen relativieren. Die haben ja in Polen sehr tiefe Löhne. 500 Euro Lohn hier ist zu wenig, aber 2 500 Euro im Monat, das ist zu viel. Das muss man einfach auch so sehen, den Lebensmittelpunkt haben die ja in Polen.“

Als Referenz für die Festlegung des Lohnes gelten nicht die in der Schweiz erforderlichen Reproduktionskosten, sondern das Lohnniveau und die Lebenskosten im Herkunftsland der Betreuerin, weil davon ausgegangen wird, dass die Betreuerin in der Schweiz Kost und Logis bezahlt kriegt und daneben keine weiteren Ausgaben anfallen. Dass ein Monatslohn jeweils auch für die Zeit reichen muss, in der sich die Betreuerin wieder in Polen aufhält, wird hingegen verschwiegen.

5. Reproduktionskrisen im postsozialistischen Polen

5.1 Migrieren, um zu bleiben

Bei den von mir interviewten Pendelmigrantinnen aus Polen zeigen sich vielfältige Wege und Motive zur transnationalen Mobilität, unterschiedliche Familienkonstellationen und verschiedene Lebensperspektiven. Gemeinsam ist ihnen, dass sie mit ihrem Verdienst einen wesentlichen Beitrag zur Sicherung eines Einkommens für sich und für die Familie in Polen leisten. Die geschilderten Migrationsmotive zeugen von Prekarität in der postsozialistischen Transformationsgesellschaft, die durch eine hohe Erwerbslosigkeit und durch Prekarisierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse geprägt ist. Die seit der Wende in enger Koordination mit dem Internationalen Währungsfonds (IWF) umgesetzte neoliberale Schocktherapie implizierte

eine Reduktion der staatlichen Ausgaben, massive Privatisierungen von Staatsbetrieben, die Einführung marktwirtschaftlicher Mechanismen z.B. bei den Renten und im Gesundheitssektor, eine Deregulierung des Arbeitsrechts und umfassende Flexibilisierungen des Arbeitsmarktes (Kowalik 2011; Trappmann 2012). Zwar nahm die Erwerbslosigkeit nach ihrem historischen Höchststand Anfang des Jahrtausends unter anderem auch wegen der großen Migrationsbewegungen⁷ etwas ab, doch seit 2008 ist sie wieder kontinuierlich angestiegen. Aktuell (Stand Juli 2013) beträgt die Erwerbslosigkeit 13,2%, wobei sie jedoch in den peripheren Regionen im Osten sowie in den stark krisenbetroffenen Industrie- und Bergbauregionen im Südosten des Landes einiges höher liegt als im Landesdurchschnitt (teilweise über 25%) (GUS 2013a, S. 21). Die meisten Erwerbslosen haben keinen Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung und sind abhängig von der Unterstützung durch die Familie oder suchen in der Schattenwirtschaft – oder eben im Ausland – nach einer Gelegenheit, zu einem Einkommen zu gelangen (Trappmann 2012, S. 141). Laut jüngsten Daten liegt der Durchschnittslohn in Polen bei 3675 Zloty (880 Euro) (GUS 2013b, S. 22). Der Durchschnittslohn wird jedoch durch hohe Gehälter am oberen Ende der Lohnskala beeinflusst, sodass die Mehrheit der Pol_innen weniger verdient als den Durchschnittslohn.

Im Kontext dieser prekären Situation auf dem Arbeitsmarkt steht die Pendelmigration in Privathaushalte im Westen für eine transnationale Lebenspraxis, die ein Fortführen des Lebens im eigenen Land trotz prekärer Bedingungen ermöglicht. Die Care-Arbeiterinnen migrieren nicht, um das Land zu verlassen, sondern um bleiben zu können (Morokvasic 1994). Wie das Beispiel von Anna Nowak zeigt, werden dabei Frauen längerfristig zu Ernährerinnen der (erweiterten) Familie. Die 44-jährige Mutter von drei Kindern und einem Enkelkind lebt mit ihrer Familie in einem Dorf im oberschlesischen Industriegebiet – einer Region, die stark vom Bergbau geprägt ist und die nach der Wende einen massiven Transformationsprozess durchlief. Viele Bergbauwerke wurden nach 1989 privatisiert, zahlreiche Produktionsstätten schlossen, da sie auf dem Markt und ohne staatliche Subventionen nicht bestehen konnten. Familie Nowak war stark von diesen wirtschaftlichen Turbulenzen betroffen, die in der Region Oberschlesien zu einer drastischen Senkung des Lohnniveaus und zu Massenarbeitslosigkeit führten. Herr Nowak hat als Mineur in einer Grube gearbeitet, die dann geschlossen wurde. Auch Anna Nowak hat in den 1990er Jahren ihren Job bei

⁷ Nach Schätzungen des Statistischen Hauptamtes hielten sich 2004 rund eine Million, 2007 über 2,2 Millionen Menschen aus Polen zwecks Erwerbstätigkeit länger als drei Monate im Ausland auf (Iglicka 2010). Hierin sind die kurzfristigen Pendelmigrationsbewegungen noch nicht eingerechnet.

einem Süßwarenunternehmen verloren und keine neue Anstellung gefunden. Seit zwölf Jahren ist sie in der Seniorenbetreuung tätig, zuerst in Deutschland, nun seit fünf Jahren über ein privates Spitexunternehmen in einer Schweizer Familie. Auf die Frage, warum sie in der Schweiz eine Stelle als Seniorenbetreuerin angenommen habe, antwortet Anna Nowak ganz erstaunt:

„Warum ich hier in der Schweiz arbeite? Weil wir das liebe Geld brauchen! Du weißt ja, es ist alles teuer geworden in Polen. Also zum Beispiel meine Familie, wir brauchen alle zusammen 1 000 Franken für den Haushalt pro Monat. Meine Tochter und mein Schwiegersohn verdienen wenig und ich arbeite hier in der Schweiz, damit wir alle jeden Tag genug zum Essen haben. Viele Leute nehmen Kredit auf in Polen, ich auch wegen der Hochzeit der Tochter. Das muss alles bezahlt werden.“

Neben der Sicherung des nackten Überlebens ist ein weiteres Motiv von Care-Arbeiterinnen die Erwirtschaftung eines Zuverdienstes, um den Kindern eine Universitätsausbildung zu ermöglichen und ihnen damit „eine bessere Zukunft zu schaffen“, wie es Magdalena Rutowska – eine studierte Ökonomin – ausdrückt, die während vieler Jahre informell in einem Schweizer Privathaushalt gearbeitet hat. Das Beispiel von der 60-jährigen Monika Zielinska zeigt auf, dass die tiefen Renten und die Sorge um die Alterssicherung Antrieb sein können, eine temporäre Arbeit in einem Schweizer Haushalt aufzunehmen: Laut der Gymnasiallehrerin und geschiedenen Mutter von zwei erwachsenen Kindern reicht ihre karge Rente von 400 Franken monatlich nicht zu einem eigenständigen Leben.

„Ja, das Leben schlägt manchmal komische Wege ein. Nein, waschen und aufräumen und den Haushalt machen waren niemals meine Träume. Es wurde so plötzlich von mir erzwungen. Eigentlich möchte ich gerne Menschen dienen, aber ohne Zwang und Drang nach Geld. (...) Na ja, ich will nicht bis ans Lebensende so wandern, nein, nein das gefällt mir nicht. Aber als Lehrerin bekomme ich eine ganz kleine Rente in Polen und jetzt muss ich ein bisschen meine Wohnung renovieren. Und ich sagte also naja, dann fahre ich, mache ich mir ein bisschen Geld und vielleicht noch zweimal fahre ich und dann mache ich Schluss.“

Auffallend ist die Häufigkeit von Care-Arbeiterinnen, die getrennt oder geschieden sind. So ist für die 50-jährige Karina Jalowy die Pendelmigration eine Strategie, um sich aus einer unglücklichen Ehe zu lösen und eine eigenständige Existenz zu erwirtschaften, was mit einem einzelnen polnischen Einkommen fast unmöglich ist. Die Agronomin, die vor 14 Jahren erstmals

nach Italien zur Arbeit in Privathaushalten fuhr und nun seit einigen Jahren in der Schweiz arbeitet, erzählt:

„Die Ehe mit meinem Mann lief nicht gut, ich wollte mich trennen. Meine Freundin ging nach Italien um zu arbeiten und nachdem sie zurückbekommen ist, habe ich sie gefragt, ob ich dieses zweite Mal mit ihr mitgehen kann. Und so habe ich begonnen. (...) Weil in Polen braucht es für eine Familie zwei Löhne, eine Person arbeitet für die Rechnungen, Miete, Strom, die andere für das Essen. Ein Lohn, das funktioniert nicht.“

Barbara Janowska, die zusammen mit ihrem damaligen Ehemann und ihren Schwiegereltern einen Bauernhof im Osten Polens bewirtschaftete, deutet ihren Aufbruch nach Deutschland und später in die Schweiz als eine Befreiung aus einer patriarchalen Familie, die ihr wenig persönlichen Gestaltungsfreiraum ließ:

„Ich habe mit meinem Mann und der Tochter im Haus meiner Schwiegereltern gelebt. Aber weisst du, ich war ja die ungewollte Schwiegertochter. Weil sie hatten viel Land und ich kam aus einer armen Bauernfamilie. Und meine Schwiegereltern waren kalte Leute. Die haben nicht die Wärme, die Liebe, die haben sich immer gestritten, provoziert und ich hab zu meinem Mann gesagt, ich will da ausziehen. Und der Schwiegervater hat gesagt: ‚Du hast hier dein Haus mein Sohn.‘ Das heisst ich war nicht nur mit meinem Mann sondern auch noch mit seinen Eltern verheiratet! Und da war die Sache klar. Und ich bin dann nach Deutschland geflüchtet. Habe Geld verdient und dachte ich kann damit selber was kaufen, ein Haus.“

5.2 Zwischen zwei Haushalten: Dequalifizierung und Care-Lücken

Wie die geschilderten Beispiele der Care-Arbeiterinnen zeigen, dient ihnen die Mobilität als eine wichtige Ressource zur Lebenssicherung und kann auch zu einem gewissen Autonomiegewinn führen. Gleichzeitig folgt diese Form der transnationalen Arbeitsmigration in Privathaushalte weiterhin der hegemonialen Geschlechterordnung der Arbeitswelt: Frauen übernehmen Tätigkeiten, für die sie laut gesellschaftlich konstruierter Vorstellungen eine angeborene Affinität haben. Care-Arbeiterinnen aus Polen, die häufig eine hohe berufliche Qualifikation mitbringen, erleben dabei eine „widersprüchliche Klassenmobilität“ (Parreñas 2001), d.h. einen Bruch zwischen

der Klassenzugehörigkeit im Herkunfts- und Ankunftsland: Um den sozialen Status ihrer Familie stabilisieren zu können, müssen sie im Ausland einer Tätigkeit nachgehen, bei der ihre Berufsqualifikationen nicht anerkannt werden, wie das Zitat von Monika Zielinska verdeutlicht:

„Ja meistens fragt mich hier im Westen niemand nach meinem Beruf. In der Schweiz ist es der Familie egal, wer ich bin. Ich musste nur stark sein, vielleicht unterwürfig und das ist genug. Die Frau, bei der ich vorher gearbeitet habe, hat zu mir immer gesagt, dass ich keinen Beruf hätte. Obwohl ich ihr mehrmals schon erklärt habe, dass ich als Lehrerin gearbeitet habe. Aber sie sagte: ‚Was für ein Beruf, wenn du jetzt zu mir fahren musst. Das bedeutet, dass du ohne Beruf bist.‘ (Mit lauter Stimme): Und putzen und aufräumen kann doch *jede!* Sie sah mich wie eine Putzfrau oder so etwas.“

Monika Zielinska betont die Degradierung zur Putzfrau und den damit verbundenen sozialen Abstieg, den sie in der Schweiz erlebt. Die 63-jährige studierte Psychotherapeutin Jadwiga Mazur formuliert es so: „In Polen bin ich wer, wie man so sagt. Hier bin auch was: Ich bin nötig.“

Auch in Polen sind die Pendlerinnen trotz ihrer gestärkten Rolle als Familiennährerinnen häufig weiterhin die Hauptverantwortlichen für die Care-Arbeit innerhalb der Familie. Sie sind auch während ihrer Abwesenheit zuständig dafür, dass zuhause alles weiterläuft und müssen nach ihrer Heimkehr den Haushalt „wieder so richtig in Schwung“ bringen, wie es Anna Nowak ausdrückt. Sie betont, dass es zwar zu einer Neu-Aushandlung von Haushaltstätigkeiten mit ihrem Ehemann gekommen sei, doch bleibe die Verantwortung für das „Management“ des Haushalts trotz der räumlichen Distanz weiterhin bei ihr. Über Internetanrufe (Skype) steht sie mehrmals täglich in Verbindung mit ihren Kindern und ihrem Mann, gibt Anweisungen für die Zubereitung des Mittagessens und löst gemeinsam mit ihrer Tochter die Mathematik-Hausaufgaben.

Die Mehrheit der Care-Arbeiterinnen aus Polen ist über 40 Jahre alt und hat Kinder, die nicht mehr eine so enge Betreuung brauchen. Eine große Lücke entsteht aber insbesondere bei der Care-Arbeit für die eigenen Eltern, sobald diese auf Pflege und Betreuung angewiesen sind. Die polnischen Pendlerinnen sind dabei konfrontiert mit einer vergleichbaren Situation wie Frauen in der Schweiz, die neben ihrer Erwerbstätigkeit die Betreuung der pflegebedürftigen Eltern organisieren müssen. Im polnischen Kontext einer äußerst schwach ausgestalteten sozialstaatlichen Infrastruktur im Bereich der Altenpflege führt die Absenz der Töchter zu einer eigentlichen Care-Lücke. Barbara Janowska, die sich in der Schweiz rund um die Uhr um einen pflegebedürftigen Senior kümmert, um mit dem erwirtschafteten Einkom-

men die Ausbildung ihrer Tochter zu finanzieren, muss zusätzlich für die Pflegekosten ihrer beiden bettlägerigen Eltern aufkommen. Diese leben zu zweit in einem 9-Quadratmeter kleinen Zimmer in einem privaten Pflegeheim im Osten Polens, wo wegen des Pflegenotstands dreißig pflegebedürftige Senior_innen von gerade mal einer Köchin und einer Hilfspflegerin umsorgt werden.

6. Fazit

In eine akuter werdende Versorgungslücke in privaten Haushalten von Pflegebedürftigen – hervorgerufen durch ein vermindertes Potenzial an informeller Pflege innerhalb der Familie (vor allem durch die erhöhte weibliche Erwerbsquote), den sozialstaatlichen Ab-/Umbau, das Spardiktat im Gesundheitswesen und den gleichzeitig steigenden Bedarf an ambulanter Pflege (demografische Entwicklung) – treten in der Schweiz zunehmend kommerzielle Anbieter von Pflege- und Betreuungsdienstleistungen. Im Bereich der 24h-Betreuung etabliert sich ein neuer, vergeschlechtlichter und ethnisierte Arbeitsmarkt. Im Kontext der Transnationalisierung des Arbeitsmarkt-Regimes durch die seit 2011 erleichterten Mobilitätsbestimmungen für temporäre Arbeitnehmer_innen aus Osteuropa erschließt sich den Unternehmen auf dem privaten Care-Markt ein Reservoir an flexiblen weiblichen Arbeitskräften. Wie das Beispiel der polnischen Care-Arbeiterinnen aufzeigt, nutzen diese die Pendelmigration als eine transnationale (Über-)Lebensstrategie: Sie richten sich in der Mobilität ein, um sich und ihren Familien trotz prekärer Lebensbedingungen in Polen eine Zukunft zu schaffen, teilweise auch, um sich aus engen Familienverhältnissen zu lösen und eine autonome Existenz aufzubauen.

Die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit für Bürger_innen aus Osteuropa geht jedoch einher mit einer Ausdifferenzierung sozialer und ökonomischer Rechte. Aufgrund der Befristung der Arbeitsverträge werden die Pendelmigrantinnen nur in geringem Maß in das Schweizer Sozialsystem integriert und im Vergleich zu den einheimischen Arbeitskräften tiefer entlohnt. Dies weckt Assoziationen an das Gastarbeiter-Regime, unterscheidet sich jedoch darin, dass sich die Pendelmigration in den meisten Fällen nicht in Einwanderung transformiert. Es etabliert sich dabei ein neuer Modus sozialer Reproduktion, bei dem eine räumliche Trennung zwischen der Verwertung der Arbeitskraft und ihrer Reproduktion zeigt: In der Schweiz ist die pure Arbeitskraft gefragt, die soziale Reproduktion der Arbeitskraft erfolgt im Herkunftsland. Der französische Soziologe Emmanuel Terray (1999) spricht in diesem Zusammenhang von einer „Auslagerung vor Ort“. Care-Arbeiten wie die Pflege und Betreuung von älteren Menschen können

nicht in Billiglohnländer ausgelagert werden – sie müssen vor Ort verrichtet werden. Die Auslagerung an Migrantinnen bietet nun vor Ort, was ansonsten durch eine räumliche Auslagerung angestrebt werden müsste: niedrige Löhne, längere Arbeitszeiten, tiefere wohlfahrtsstaatliche Kosten und einen geringen gewerkschaftlichen Organisationsgrad.

Der eingangs skizzierte mediale Diskurs, der dieses neue transnationale Care-Arrangement als eine Win-Win-Win-Lösung propagiert, unterschlägt diese Dimension: Von den Unternehmern und den Personalverleihagenturen als Gewinner ist nie die Rede. Ausgeblendet werden nicht nur die prekären Arbeitsverhältnisse, mit denen sich Migrantinnen konfrontiert sehen, die den „Gewinn“ für die Zielländer mit tiefen Löhnen und häufig sehr prekären Arbeitsverhältnissen bezahlen. Verschwiegen werden auch globale Enteignungsprozesse, die Arlie Hochschild (2001) mit dem Konzept der „globalen Sorgeketten“ verdeutlicht: Reichere Länder füllen dabei ihre Versorgungslücken in der sozialen Reproduktion mit der Aneignung von physischer und emotionaler Care-Arbeit durch Migrantinnen, während in deren Herkunftsländer gleichzeitig neue Lücken und Entbehrungen entstehen. Die Care-Krise in den westlichen Ländern wird um den Preis ihrer Auslagerung in die besagten Regionen entschärft. Verschwiegen werden im Win-Win-Win-Diskurs schließlich auch die Implikationen dieser neuen internationalen Organisation der sozialen Reproduktion für die Geschlechterverhältnisse und den niedrigen Status, welcher der Care-Arbeit als typisch weibliche Arbeit dabei (erneut) zugewiesen wird. Die Care-Arbeiterin wird hier nicht primär als „Arbeiterin“ (mit sozialen Rechten und einem gesellschaftlichen Status), sondern als Hilfskraft in der Familie gesehen und aus der öffentlichen Sphäre ausgeschlossen.

Das Schweizer „family model of care“, das den Familien einen Großteil der organisatorischen und finanziellen Verantwortung für die Pflege ihrer Angehörigen zuweist, wird heute ergänzt durch ein „migrant in the family model of care“ (van Hooren 2012). Damit setzt sich das „strategische Schweigen“ (Bakker 1994) fort, das den Bereich der sozialen Reproduktion kennzeichnet. Statt über einen notwendigen Ausbau bedürfnisgerechter Institutionen im Bereich der Altenpflege zu diskutieren, in dem für einheimische wie für migrantische Care-Arbeiterinnen würdige Arbeitsbedingungen institutionalisiert werden, und ohne eine Debatte über den Status von Care-Arbeit für die Produktion von Lebensstandard zu führen, wird das Thema der alltäglichen Versorgung von pflegebedürftigen Menschen (erneut) privatisiert.

Gleichzeitig ist auch ein skandalisierender Diskurs über ‚moderne Sklaverei‘ nicht angemessen, denn er versetzt die Care-Arbeiterinnen in einen Objektstatus und spricht ihnen jegliche Handlungsfähigkeit ab. Diese Art des „Redens über Opfer“ kann nicht als Fortschritt im Sinne der Migran-

tinnen bewertet werden. Wenn der Fokus auch auf die vielfältigen grenzüberschreitenden Lebenspraktiken, auf alltägliche Aushandlungsprozesse innerhalb der zwei Haushalte und auf organisierte politische Widerstände gelegt wird, erscheinen die Konturen eines komplexen, transnationalen Kräftefeldes, in dem sich die Care-Arbeiterinnen als handlungsmächtige Subjekte bewegen. So zeigen jüngste Organisationsprozesse im Raum Basel, wie sich Care-Arbeiterinnen vor Gericht mit Lohnklagen gegen unbezahlte Überstunden und fehlende Freizeit wehren. Als Ausgangspunkt für die Selbstorganisation der polnischen Pendelmigrantinnen im Netzwerk namens „Respekt“ (<http://respekt-vpod.ch>) dient ein wichtiger Treffpunkt für viele 24h-Betreuerinnen aus Polen – ein transnationaler Zwischenort: Die sonntägliche Messe der polnischen katholischen Gemeinde und die jeweils im Anschluss daran stattfindende Kaffeerunde, wo sich Care-Arbeiterinnen untereinander über ihre Arbeitsbedingungen und die ihnen zustehenden Rechte austauschen und aus der häufig beklagten sozialen Isolierung im Privathaushalt ausbrechen können. „Unsere Stimme ist noch ganz leise“, sagt Barbara Janowska, die das „Respekt“-Netzwerk mit lanciert hat. „Wir leisten unsere Arbeit gern, aber wir sind nicht mehr bereit, uns ausnutzen zu lassen, wir wollen faire Löhne und Arbeitsbedingungen nach den hier geltenden Gesetzen.“ Die Care-Arbeiterinnen, deren Stimme bisher im öffentlichen Diskurs nicht vertreten war, machen damit auf ihre Situation aufmerksam und stellen dabei die grundsätzliche Frage nach der gesellschaftlichen Organisation und dem Wert von Care-Arbeit.

Literatur

- Bakker, I. (1994): *The Strategic Silence: Gender and Economic Policy*. London/Ottawa: Zed Books in association with the North-South Institute/Institut Nord-Sud.
- Becker-Schmidt, R. (2011): ‚Verwahrloste Fürsorge‘ – ein Krisenherd gesellschaftlicher Reproduktion. Zivilisationskritische Anmerkungen zur ökonomischen, sozialstaatlichen und sozialkulturellen Vernachlässigung von Praxen im Feld ‚care work‘. In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 3, H. 3, S. 9–23.
- BFS (2011): *Unbezahlte Arbeit, Überblick zu Haus- und Familienarbeit*, Neuchâtel: Bundesamt für Statistik. www.bfs.admin.ch/bfs/portal/index/themen/20/04/blank/key/haus-und-familienarbeit/ueberblick.html
- BFS (2012): *Erwerbstätigkeit und Arbeitszeit*, Neuchâtel: Bundesamt für Statistik. www.bfs.ch/bfs/portal/de/index/themen/03/02.html (Abruf 31. 8. 2014).
- Brenner, N./Peck, J./Theodore, N. (2010): *After Neoliberalization?* In: *Globalizations* 7, H. 3, S. 327–345.
- Burawoy, M./Blum J./George, S./Gille, Z./Gowan, T. Haney, L./Klawiter, M./Lopez, S./Ó Riain, S./Thayer, M. (2000): *Global Ethnography: Forces, Connections and Imaginations in a Postmodern World*. Berkeley: University of California Press, S. 1–40.
- Fluder, R./Hahn, S./Riedel, M./Bennett, J./Schwarze, T. (2012): *Ambulante Alterspflege und -betreuung: Zur Situation von pflege- und unterstützungsbedürftigen älteren Menschen zu Hause*. Zürich: Seismo.
- Folbre, N. (2001): *The Invisible Heart: Economics and Family Values*. New York: New Press.
- Glick Schiller, N./Basch, L./Blanc-Szanton, C. (1997): *Transnationalismus: Ein neuer analytischer Rahmen zum Verständnis von Migration*. In: Kleger, H. (Hrsg.): *Transnationale Staatsbürgerschaft*. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 81–107.
- GUS (2013a): *Central Statistical Office: Registered Unemployment first/second quarter 2013*. Warschau. www.stat.gov.pl/cps/rde/xbcr/gus/LS_registered_unemployment_2q_2013.pdf (Abruf 15. 7. 2013)
- GUS (2013b): *Central Statistical Office: Employment, wages and salaries in national economy first half of 2013*. Warschau. www.stat.gov.pl/cps/rde/xbcr/gus/LS_employment_wages_salaries_I_half_2013.pdf (Abruf 15. 7. 2013)
- Hochschild, A. R. (2001): *Globale Betreuungsketten und emotionaler Mehrwert*. In: Hutton, W./Giddens, A. (Hrsg.): *Die Zukunft des globalen Kapitals*. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 157–176.
- Iglicka, K. (2010): *Die polnisch-deutschen Migrationsbeziehungen: Gegenwart und Zukunft*. In: *Polen-Analysen* 78, S. 2–5.
- Karakayali, S./Tsianos, V. (2007): *Movements that matter*. Eine Einleitung. In: TRANSIT MIGRATION Forschungsgruppe (Hrsg.): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*. Bielefeld: transcript Verlag, S. 7–17.
- Kowalik, T. (2011): *From Solidarity to Sellout*. New York: Monthly Review Press.
- Madörin, M. (2007): *Neoliberalismus und die Reorganisation der Care-Ökonomie*. Eine Forschungsskizze. In: *Denknetz Jahrbuch 2007*, S. 141–162.
- Madörin, M. (2012): *Beispiel Langzeitpflege: Sparen auf wessen Kosten?* In: *Bulletin von Medicus Mundi Schweiz* 126, Dezember 2012.
- Madörin, M./Schnegg, B./Baghdadi, N. (2012): *Advanced Economy, Modern Welfare State and Traditional Care Regimes. The Case of Switzerland*. In: Razavi, S. und Staab, S. (Hrsg.): *Global Variations in the Political and Social Economy of Care*. New York: Routledge, S. 43–60.
- Medici, G./Schilliger, S. (2012): *Arbeitsmarkt Privathaushalt – Pendelmigrantinnen in der Betreuung von alten Menschen*. In: *Soziale Sicherheit CHSS* 1, S. 17–20.
- Morokvasic, M. (1994): *Pendeln statt auswandern. Das Beispiel der Polen*, in: Morokvasic, M./Rudolph, H. (Hrsg.): *Wanderungsraum Europa. Menschen und Grenzen in Bewegung*. Berlin: sigma, S. 166–187.
- OECD (2011), *Help Wanted? Providing and Paying for Long-Term Care*. OECD, May 2011.
- Parreñas, R. (2001): *Servants of Globalisation: Women, Migration and Domestic Work*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Spitex Verband Schweiz (2010): *Stellungnahme Neue Pflegefinanzierung*. Spitex Verband Schweiz verlangt Korrekturen. <http://upload.sitesystem.ch/B2DBB48B7E/0CD636B60/C80C05291A.pdf> (Abruf 27. 7. 2013)
- Terray, E. (1999): *Le travail des étrangers en situation irrégulière ou la délocalisation sur place*. In: Balibar, E./Costa-Lascoux, J./Chemillier-Gendreau, M./Terray, E. (Hrsg.): *Sans-papiers: l'archaïsme fatal*. Paris: Editions La Découverte, S. 9–34.
- Trappmann, V. (2012): *Flexibilisierung und Prekarisierung: Arbeitsmarkt(-politik) in Polen unter dem Einfluss von Transformation und Europäischer Integration*. In: Scherschel, K./Streckeisen, P./Krenn, M. (Hrsg.): *Neue Prekarität. Die Folgen akti-*

- vierender Arbeitsmarktpolitik – europäische Länder im Vergleich. New York und Frankfurt am Main: Campus-Verlag, S. 139–175.
- van Hooren, F.J. (2012): Varieties of Migrant Care Work: Comparing Patterns of Migrant Labour in Social Care. In: Journal of European Social Policy 22, H. 2, S. 133–147.
- Wichterich, C. (2009): Frauen als soziale Air-Bags. Ein feministischer Blick auf die globalen Krisen. In: Lunapark 21, H. 6, S. 22–25.
- Winker, G. (2011): Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive. In: Das Argument 292: Care – eine feministische Kritik der politischen Ökonomie? Hamburg: Argument-Verlag, S. 333–344.
- Zogg, C. (2011): Wer zahlt die Pflege? Die neue Pflegefinanzierung. In: Caritas Sozialalmanach 2011: Das vierte Lebensalter. Das Caritas-Jahrbuch zur sozialen Lage in der Schweiz. Trends, Analysen, Zahlen. Luzern: Caritas-Verlag, S. 87–106.

Teil III

Geschlechterpolitik im Post-Wohlfahrtsstaat